

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 45 (1941-1942)
Heft: 15

Artikel: Ein Rufer in der Wüste. Dritter Teil 2. Kapitel, Imma
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

(14. Fortsetzung.)

Das alles regte Reinhart auf. Er meinte, er müsse Jutta beschützen. Es war zuerst seine Absicht gewesen, am Waldrand zuzuschauen, bis das Spiel beendigt wäre, jetzt schien ihm eiligeres Handeln geboten. Er stieß den Pfiff hervor, mit dem er sich früher mit Jutta verständigt hatte, es war das Signal aus Fidelio. Die Tennisgesellschaft horchte einen Augenblick auf. Dann begann das Geplauder und Wortgeplänkel aufs neue. Jutta hatte dem Zeichen nicht mehr Beachtung geschenkt als die andern. Wie konnte sie ahnen, daß Reinhart in der Nähe war. Die Unterhaltung wurde immer lebhafter. Georg und ein Fräulein kreuzten die Tennisschläger wie Klingen, holten aus und parierten. Jetzt war das Gefecht auch zwischen Jutta und Geierling im Gange und schien fast ernst zu werden. Auf einmal hatte Geierling ihr Handgelenk mit seiner linken Faust gepackt und mühte sich, ihr das Rakett zu entwenden. Sie wehrte sich, und es entstand ein hartnäckiges Ringen zwischen den beiden. Da trat Reinhart hervor und schritt rasch auf den Tennisplatz zu. Georg entdeckte ihn zuerst und öffnete ihm das Drahttürchen. Reinhart trat ein. Jutta und Geierling hatten eben ihren Kampf beendet. Sie ging ohne Schläger daraus hervor und blickte nun erstaunt auf Reinhart, der auf sie zukam. Geierling schwang seine Beute triumphierend über seinem Haupt und stieß ein knabenhaftes Siegesgeschrei aus. Auf einmal, in dem Augenblick, als Reinhart eben Juttas Hand fassen wollte, fuhr ihm eines der beiden Rakette Geierlings wuchtig auf den Kopf. Er taumelte halb ohnmächtig. Jutta ließ Geierling hart an: „Was fällt Ihnen ein!“ Er entschuldigte sich: „Verzeihung, gnädiges Fräulein, es kam ganz von ungefähr! Tut mir Thretwegen aufrichtig leid! Übrigens bin ich jetzt nur mit diesem Herrn da quitt. Er ist mir vor wenigen Tagen wie ein wütender Hund an den Hals gesprungen. Georg kann's bezeugen.“

Georg wandte sich ab: „Saufgeschichten!“

„Ich denke, das Spiel ist aus!“ gebot Jutta, rot vor Unwillen.

Reinhart war so dumpf im Kopf, daß er nichts sprechen und überlegen konnte. Er hörte es nicht einmal, als Geierling sich mit einem höhnischen Gruß entfernte. Er saß nun in einem Korbstuhl Jutta gegenüber. Sie waren allein auf dem Tennisplatz. „Ist dir besser?“ fragte sie.

„Es wird vorübergehen, sei unbesorgt! Ich habe einen dicken Schädel.“ Er wollte munter sprechen.

„Was fällt dir aber auch ein, hierher zu kommen, das ist ja verrückt!“

„Ich kann es nicht allein tragen.“

„Ja, ja, schrecklich ist's. Hat sie es im Wahnsinn getan?“

„Du weißt es also?“

„Minnä hat's geschrieben. Armer Kerl, sei mutig!“

„Ich habe nicht nur ein Leid, ich habe auch ein Glück zu tragen. Darum kam ich. Ich habe mich frei gemacht, ich will fortan mein Leben leben. Alles habe ich abgeschüttelt, nur mich nicht und — dich. Auch du steckst in dem Taumel und in dem Wirrsal. Auch du mußt dich retten. Sieh, man muß das Leben heiligen, und höchstes Glück entsteht dann, wenn es zwei zusammen vermögen. Das ist mein neuer Glaube. Willst du? Willst du?“

Er hatte ihre Hände gepackt, sie war erschreckt aufgestanden: „Du bist noch ganz verwirrt, Reinhart, schone dich, sprich nicht weiter!“

„Oh, ich sehe alles ganz klar! Wir sind Ertrinkende und müssen ans Ufer! Was haben wir von unserem Leben, von Geld und schönen Kleidern und guten Speisen und Perlenhalsbändern und Autofahrten und Spiel und Tanz und Lustbarkeit, wenn wir nicht wissen, daß wir Menschen sind und daß sich in jedem von uns ein Geist vom großen Geist abgespaltet hat?“

„Hör' auf, das ist ja nicht zu verstehen!“

„Und daß wir das Leben dieses Geistes zu gestalten haben. Das ist wahres Menschenziel, einziges! Wir sind ein Splitterchen von Gott und müssen ihn in uns großziehen.“

„Armer Mensch, du blutest!“ sprach sie in gutigem Ton.

„Ja, ich blute, ich habe schon lange geblutet.“

Sie zog ein seidenes Taschentuch hervor, fuhr ihm damit über die blutende Stirne und warf es zerknüllt von sich. Dann sprach sie: „Bist du nicht mehr im Geschäft?“

„Ich sagte es dir doch, ich habe alles abgeworfen. Frei bin ich, frei!“

„Wobon willst du denn leben?“

„Ach, frag' nicht so!“

„Nicht einmal einen sauberen Kragen hast du, du Armer!“ warf sie ihm halb mitleidig, halb spitz zu.

„Ich bin zwei Tage auf der Landstraße gegangen,“ erklärte er. Er fühlte, daß ihm wieder Blut aus den Haaren rann und sagte: „Gelt, er hat mich geschlagen?“ Er wußte es wirklich nicht klar.

„Er hat es nicht gerne getan, ein Zufall!“

„Der Zufall hat gut getroffen!“

„Du hassst ihn, das ist nicht gut. Er ist ein ganz netter Mensch und spielt ausgezeichnet Tennis.“

„Er ist der böse Weltgeist, ich sah ihn unter den Sternen.“

„Aber Reinhart!“ Sie schüttelte ihren blonden Kopf ob seinem Taumelgerede.

„Du mußt zwischen ihm und mir wählen. Du mußt mir helfen, du mußt mit mir gehen, du mußt mir die Hand reichen, dann wird es mir leicht werden. Versteh mich recht! Du sollst nicht mit mir auf die Landstraße. Ich muß nur wissen, daß du mit mir bist in Gedanken und im Wollen.“

„Du bist wirklich krank. Das macht der gräßliche Tod deiner Mutter. Bist du gesund, so reden wir wieder. Kranke können keine gesunden Gedanken haben, das hab' ich erlebt, als ich Scharlach hatte.“

Die Worte waren sanft und gütig gewählt, aber die Kehle brachte sie hart hervor. Reinhart sah Jutta an. Ihr Auge war an ihm vorbei auf die Fabrikshote gerichtet, die nackt und nüchtern in die Luft stiegen. Er sank mutlos in sich zusammen.

„Hör,“ begann sie wieder, „ich habe einen Einfall, ich lasse ein Auto ankurbeln und in zwei, drei Stunden bist du zu Hause, es ist ein schnei-

diger Wagen.“ Sie bückte sich und hob seine Reisemütze auf, die am Boden lag.

„Was soll mir das Auto! Sage mir dein ‚Ja‘ oder dein ‚Nein‘, darum bin ich doch hergekommen. Nimm mir den Glauben nicht!“

Sie drückte ihm ihre Lippen rasch, wie verstohlen, auf die Augen und sprach wie im Scherz: „Du bist ein Märrchen, das immer alles aufspießen will. Ich hole den Wagen. Da, setz' deine Mütze auf!“ Damit flog sie davon. Er sah und sann ihr nach: „Ist sie ein Dämon oder ein Engel, oder einfach ein flatterndes Lustgeschöpf?“

Ein Motor wurde angedreht, Reinhart meinte durch das Rattern Geierlings Stimme zu vernehmen, schallend, lachend. Der Wagen schnob heran, Jutta saß darin. Sie sprang heraus und nötigte Reinhart, einzusteigen. All das geschah über ihn weg, er ließ es nur geschehen, um von dem Ort so rasch als möglich fortzukommen. Er fühlte den Druck ihrer Hand, den matten Schall ihres Grußes, dann fauchte der Wagen davon, in die andämernde Nacht hinein.

In dem Schütteln des Wagens wurde Reinharts Kopf wieder dumpf und schmerzhaft. Er ließ halten und stieg aus. „Ich brauche sie nicht weiter,“ gab er dem Chauffeur zu verstehen. Er setzte sich an den Straßenrand und schlief ein. Dann taumelte er weiter. Ein Bäckerjunge ging an ihm vorbei und sah erstaunt nach seinem blutenden Kopf. Reinhart fragte nach einer Herberge. Eine solche sei weit und breit nicht, erklärte der Bäcker, dagegen liege ganz nahe ein Haus, wo er vielleicht Hilfe finden könnte. Reinhart schloß sich ihm an. Sie traten durch ein Gittertor. Der Bäcker bog um eine Hausecke und ließ Reinhart allein vor der Haupttüre. Ein Hund schlich heran, schnupperte an dem Fremden und beruhigte sich gleich. In der Haustüre war ein ovales Fenster, durch das Licht herausdrang und auf der Scheibe ein Wort sichtbar machte. Reinhart las: „Abera“ und suchte in seinem verschleierten Gehirn nach dem Sinn. Er drückte mechanisch auf einen Klingelknopf und stand bald einem unendlich langen, bartlosen Manne gegenüber, der ihn forschend aus dunkeln Augen ansah.

„Sind sie der Hausherr?“ fragte Reinhart.

„Nein, der Diener, und als solcher zu Ihren Diensten. Sind sie verirrt?“

„Ich bin wohl verirrt!“ gab Reinhart zur Antwort.

„Und verwundet. Sie bluten. Treten Sie ein. Ich will dem Herrn ein Wort sagen. Setzen Sie sich, hier ist ein Stuhl.“

Reinhart sah sich in einer großen wunderlichen Halle. In der Mitte stand eine Palme in einem großen Messingtopf. An die dahinter liegende Wand war eine tropische Landschaft gemalt: ein Teich mit Lotosblumen, ein paar farbige Vögel, ein gespenstiger Baum am Ufer, von dessen Ästen Luftwurzeln sich dem Wasser zusenkten, wie Schlangen, die sich oben aufgeringelt haben und mit dem Kopf nach unten suchen.

Der Diener erschien wieder: „Der Herr ist versunken. Kommen Sie.“

Reinhart wurde die Treppe empor und in ein geräumiges Zimmer geleitet. „Haben Sie Hunger oder Durst?“ fragte der Diener. Reinhart hatte nur Schlaf. Der Diener wusch ihm das Blut aus den Haaren und entfernte sich. Reinhart streckte sich auf ein Ruhebett aus und schlief bald mit wirren, wie entzweigespaltene Gedanken ein.

Als er erwachte, schien der Tag schon hell ins Zimmer. Oben an der Decke leuchtete eine elektrische Ampel. Er hatte unterlassen, am Abend das Licht auszudrehen. Er sah sich um. Das Zimmer war ganz kahl, die Wände von einer weißen Tapete bedeckt, durch die sich, kaum sichtbar, goldene Linien einen Weg tasteten. Kein Bild, keine Ziersache, keine Blumenvase. Das Ruhebett, ein Sessel, ein Waschtisch mit einem handgroßen Spiegel, das war alles. Doch da war noch etwas über der Türe: eine Tafel in Goldrahmen mit den drei Silben „da da da“ in zierloser Schrift. Es kam eine seltsame, fast feierliche Stimmung über Reinhart in dem sauberen, phantasielosen Raum. Er wusch und kämmte sich und stieg hinunter. Der lange schwarzhäarige Diener schien ihn erwartet zu haben. Er trug nun eine weiße Schürze und führte Reinhart in den Garten, wo unter einem Baum ein kleiner Tisch gedeckt war. „Der Herr wird gleich kommen.“ Raum war das Wort verklungen, als eine kleine Seitentüre ging und ein Herr in langem, blauem Mantel oder Umschlagtuch heraustrat. Er kam langsam auf Reinhart zu, der reichlich Zeit hatte, ihn zu mustern. Er ging auf Ledersohlen, von

denen gelbe Riemen sich über den Füßen kreuzten. Sein Gesicht war blaß. Ein schwarzer Bart lief am Kinn in zwei Zipfel aus. Der Scheitel war fast kahl. Von ferne schon nahmen zwei dunkle Augen Reinharts Blicke gefangen.

„Seien Sie im Hause Alvera willkommen“, sagte der Mann, indem er seine Hand aus der Gewandung herauszog und sie Reinhart entgegenstreckte. „Ich bin Enzio Kraus, und wer gibt mir die Ehre?“

Reinhart nannte seinen Namen und wollte über sein Herkommen Auskunft geben.

„Lassen Sie das jetzt, wir werden schon Zeit dazu finden“, unterbrach ihn der Hausherr, „setzen wir uns zum Frühstück. Sie dürfen aber keine Opulenz erwarten, wir geben dem Tisch nicht mehr Bedeutung, als er verdient.“ Wirklich war das Frühstück einfach: Brot, Butter, Tee und frische Birnen. Enzio Kraus nahm von allem ganz wenig zu sich.

Nach der Mahlzeit führte er Reinhart durch den Garten und stellte, ohne im Ton die geringste Neugier zu verraten, wie beiläufig die Frage, was er zu tun gedenke.

Reinhart suchte nach dem treffendsten Ausdruck und brachte anspruchsvoller, als es seine Art war, hervor: „Ich suche mich selber.“

Enzio Kraus sah ihm in die Augen und erwiderte ebenso feierlich: „Wir sind alle das, was wir durchgedacht haben.“

„Dann bin ich wenig“, staunte Reinhart und ging lange schweigsam neben dem älteren Manne einher. Endlich aber öffnete sich seine Brust, und er erzählte Enzio wie einem alten Freunde von der Sternennacht, die er auf dem Berge zugebracht hatte. Enzio hörte ihm aufmerksam zu und sagte, als Reinhart sich ausgesprochen hatte: „Vielleicht hat Sie ein guter Stern in dieses Haus geführt. Auch wir sind Sucher. Wir suchen aber nicht uns selbst, sondern das Vergessen. Aber wir werden Sie nicht stören. Jeder suche auf seinem Pfade.“

Reinhart blieb in dem Haus Alvera. Die Ruhe und Feierlichkeit des Ortes, die Selbstsicherheit Enzios und der Zauber seines dunkeln, milden Auges hielten ihn fest.

Beim Mittagessen machte Enzio ihn mit seiner



Magnolien

Frau und seiner Tochter bekannt. Die Frau nannte er Uchte, die Tochter Imma.

Frau Uchte mochte noch ziemlich jung sein, machte aber den Eindruck einer Matrone. Sie bewegte sich mühsam und atmete schwer. Das Fett wucherte krankhaft an ihr. Sie hatte eine hellbraune Hautfarbe, ihr Auge schwamm in einem dämmrigen, rätselhaften Dunkel. An den aufgeschwollenen Fingern und Armen trug sie kostbare Ringe und Spangen in zu reicher Fülle; ein Diamant verdunkelte den andern. Das leicht ergraute Haar wurde von langen Nadeln mit großen Goldfiligrankugeln zusammengehalten. Ein brauner Pelz deckte ihre Schultern, obschon das Wetter lau war.

Die Tochter war von verwirrender Sonderlichkeit und Schönheit, zierlich, schlank, leicht wie ein Lufthauch, ihr Gesicht wie aus Elfenbein geformt und von raffaelischer Ebenmäßigkeit. Die Augen dunkel, wie die der Mutter, aber glänzend, die Haare tiefschwarz. Auch sie trug Schmuck, doch in geschmackvoller Verteilung.

Frau Uchte sagte in gebrochenem Deutsch: „Sie bringen uns den Herbst, Herr, das Laub fällt schon. Warum fallen in diesem Lande die Blätter allesamt?“

Die Tochter sprach: „Warum ist nicht ewig Frühling?“ Es klang, wie wenn sie von sich selber redete.

Enzio fing beider Gedanken auf: „Wir stehen alle unter dem Joch des Wandels.“

Man aß, ohne viel zu sprechen. Der Diener, man rief ihn Klas, ging schweigend hin und her.

Man trank eine Tasse Tee in einer Veranda. Dann rauchten die Damen in ihrer Seide davon, und das Haus ward kirchenstill.

„Es ist eine fast überirdische Feierlichkeit in Ihrem Hause,“ begann Reinhart.

„Sie müssen das so empfinden,“ entgegnete Enzio. „Mein Haus ist das Widerspiel von Ihrer europäischen Welt, oder möchte es sein,“ fügte er hinzu. „Wir leben hier begehrtlos unter Begehrlichen.“

Reinhart gestand: „Ich habe mich oft nach solcher Stille gesehnt und bin ihr nun kaum gewachsen.“

„Und doch müssen wir alle uns einst in eine viel

größere Stille finden, ja, wir müssen sie uns wünschen als Erlösung.“

„Sie haben in Indien gelebt?“

„Ich war Kaufmann dort. Hier habe ich mir die Malaria vertrieben und mich an den Ort gewöhnt.“

„Ihn lieb gewonnen, denke ich mir? Die nahen Buchen- und Eichenwälder, der Fluß mit seinen buschigen Ufern, der sanfte Rücken des Jura . . .“ Reinharts Blicke schweiften durch die großen Scheiben übers Land.

„Darauf achte ich nicht sonderlich“, entgegnete Enzio. „Man soll sein Herz nicht an die Dinge hängen, das führt immer zum Leiden. Und wir sind da, es zu meiden.“

„Ich dächte, es zu überwinden.“

„Das ist euer abendländischer Glaube.“

Nach einer Weile erklärte er sich: „Ich habe meine Jugendzeit und meine Lehrjahre in einem Lande zugebracht, in dem alles Fleiß, Erwerb, Genuß, Geld ist. In den Osten verschlagen, setzte ich dieses sogenannte Leben noch lange Jahre fort, bis mir in einer Nacht, im Fiebertraum, die Erleuchtung kam. Da lernte ich verachten, was ich früher angebetet hatte.“

„Seltsam,“ erklärte ihm Reinhart, „Sie sind auf dem Wege, den auch ich suche.“

„Da möchte ein Mißverständnis walten. Sie suchen sich, Sie suchen wahrscheinlich die Tat, die Wirkung auf andere, den Erfolg, vielleicht den Ruhm. Von all dem begehre ich nichts, ich suche die Loslösung vom Tun, ich mühe mich um den Müßiggang, ich möchte alles verlieren, am meisten mich selber. Begehrlos leben heißt glücklich leben. Folgen Sie mir, wenn Sie können. Und nun machen Sie sich's hier im Hause oder im Garten bis zum Abend bequem. Ich scheid für so lange aus der Welt.“ Bei diesem Wort nahm sein Gesicht den Ausdruck der Abwesenheit und vollkommener Gleichgültigkeit an, und er ging ohne Gruß langsam nach der Tiefe des Hauses.

Reinhart sah ihm nach: „Hast du den Frieden gefunden, Enzio Kraus? Bist du ein Kränklicher oder ein Gesunder, ein Weiser oder ein Narr oder ein Schauspieler?“ Eine Sehnsucht kam ihm nach der Festigung und Verankerung, die in Enzio zu sein schien. Befreiung von allem, was Lebensnotdurft heißt, vom Leid um die Mutter, um den

Vater und die Schwester, von der quälenden Unruhe um Jutta, Loslösung von seiner ganzen mißratenen Vergangenheit, von dem ganzen überfirnißten Weltwesen.

Er trat in den Garten hinaus und warf sich auf den Rasen. Der Hund gesellte sich zu ihm und streckte sich träge neben ihm aus. Man nannte ihn Zeno, wegen seiner unerschütterlichen Ruhe. Er vertrat das Griechentum in dem seltsamen Hause. Reinhart sah, daß es ein altes, zahnloses Tier war, ganz grau um die Schnauze und mit einem Anfang von Räude, der augenscheinlich niemand Beachtung schenkte.

Im Haus erklang der sanfte Ton einer Harfe. Es war ein fremdartiges, schwermütiges Lied. Reinhart vermutete, das Saitenspiel rühre von Imma her. Er sann dem schönen Mädchen nach und stellte ihm im Geiste jenes andere gegenüber, das ihm gestern so unsäglich weh getan hatte. Das Lied im Hause brach ab. An einem Fenster erschien Imma und schaute in den Garten. Sie entdeckte Reinhart und schien ihm zuzulächeln. Er sprang auf, und sie zog sich zurück. Zeno hatte den Kopf seitlich auf eine Pfote gelegt und beobachtete den neuen Hausgenossen mit träge blinzelnden Augen.

Beim Abendbrot schaute Reinhart nach den Händen, die die zarte Musik gemacht hatten, und entdeckte zwei Gebilde von ungewöhnlicher Zierlichkeit, kleine Naturwunder.

Zweites Kapitel.

Imma.

Es waren silberne Herbsttage voller Sonnenschein und Nebelduft, voll von reifender Frucht und verglühendem Laub. Es schien Reinhart, das sei die rechte Jahreszeit für das Haus Avera. Er wurde von seinem stillen Zauber ganz gebannt. Es war eine unwirkliche Welt, jede Farbe gedämpft oder erloschen, und er selber fast körperlos darin. Nur in seine Nachträume spielten Glanz und Windesrauschen und Menschenweh, aus dem Gegensatz zu der matten, leidlosen Tageswelt geboren. Am Morgen schlenderte er auf dem Wiesenpfad zum Fluß hinab, streckte sich unter den Weiden aus und träumte seinen Tagtraum. Er verbannte Juttas Bild, das Leichenantlitz der

Mutter, und die Gespenstergestalt des Vaters und trieb alles Vergangene in die Versunkenheit, die Erinnerung in eine Sackgasse, wo sie lauern mochte. Ohne sein Sinnen in deutliche Gedanken zu fassen, staunte er über das stündlich sich erneuernde Wunder der Welt und des Lebens, über sein Auge, sein Ohr, den rätselhaften Punkt in seinem Innern, der begabt war, die Gottesheiligkeit zu empfinden und zu fassen, ja, der ihm das eigentliche Weltwunder war. Es war ein unbewußtes Anbeten der Schöpfung und seiner selbst. Der Weidenstrunk, gegen den sich sein Fuß stützte, die Grashalme, die seine Hand umschmeichelten, die Bienen am Honigquell einer Blume, das Wolkenshaupt über dem Berg und Zeno, der Hund, der sich etwa zu ihm fand, waren ihm verwandt, Bruder und Schwester. Manchmal stand der Strom plötzlich still, wie erstarrt, und was sonst fest war, die Bäume am Ufer und Schatten, glitten dahin, talaufwärts, und Reinhart mit ihnen. „So ist alles unsicher, Ruhe Bewegung und Bewegung Ruhe, vielleicht Tod Leben und Leben Tod, und nur eines gewiß, der wunderbare Punkt in der Brust oder im Gehirn. Wichtig ist alles, dieses eine ausgenommen. Und auch das möchte Enzo noch aufgeben, auflösen! Was bleibt dann noch? Dann hat man freilich das Nichts erreicht, dann ist man erlöst.“

Hier konnte Reinhart Enzo nicht folgen. Er staunte das Wunder, das er selber darstellte, mit großen Augen an und freute sich, wenn er mit einem Ruck den Fluß wieder in Bewegung setzen und die Uferbäume festbannen konnte, allmächtig wie Gott selber.

Dann wieder faßte er sich wirklicher an und stellte sich in die unausrottbaren Fragen des Was? Woher? Wohin? Wozu? Von fernher zitterten die Klänge der Harfe auf und ab, oder gradaus und sehnsüchtig ins Weite. So entschwebten die Tage.

Einmal, als Reinhart sich einer solchen Träumerei entwand, fühlte er jemand in der Nähe. Etwa fünfzig Schritt von ihm flußaufwärts ließ sich Enzo nieder, hart am Ufer. Er setzte sich auf die untergeschlagenen Beine, legte die Hände schlaff auf die Knie und hob den Blick hinaus ins leere Blau. Er verhielt sich ganz unbeweglich und nahm etwas Versteinertes an. Wie ein Stück

lebloser Natur, ein Felsblock, ein Baumstrunk, ein Häuflein Sand war er da, ganz in der Natur aufgenommen. Das sah sich so ruhevoll an, so abgelöst von allem Erdenjammer und aller Erdenlust, daß Reinhart sich in die Welt des Versunkenen wünschte. Es war ihm, es gehe von Enzo ein Einfluß auf ihn über, ein Locken und Ziehen in die Traumwelt, und unwillkürlich hob auch er den Blick ins Leere. Die Zeit entschwand ihm allmählich, er empfand, daß man auch ohne sie auskam. Der Raum wurde zu einer Fläche, die Farben erloschen, und er selber zerfloß. Sein ganzes Empfinden war nur noch ein gelblicher Dunstkreis, in dem sich alles aufgelöst hatte: Leidlos, freudlos, begehrtlos, so war ihm zu Mut. Als er erwachte, stand Enzo vor ihm und sagte: „Ist es nicht selig, der Welt Wirrnis zu entfliehen? Sind Sie jetzt nicht heiter?“

Reinhart sann seinem Zustand nach und erwiderte: „Ich bin eher traurig. Darf sich der Mensch so verlieren?“

„Ist es seiner würdiger, sich in der Jagd nach Geld zu verlieren und dabei schlecht zu werden? Haben Sie noch nie erfahren, daß auf der Geldjagd ein Mensch erbärmlich wird und verarmt?“

„Ist es nicht Sünde, sein Selbst, das einzige, was man besitzt, preiszugeben?“

Enzo Kraus lächelte. „Bei Euch dreht sich alles um die Sünde. Die soll gemieden werden. Aber werdet Ihr glücklich und heiter dabei? Vermeidung des Leidens sucht der Morgenländer und hat besser gewählt. Wissen Sie, wie mir heute zumute war? Wie einem Manne, der auf einem Wagen fährt und gleichmütig in die ewig kreisenden Speichen der Räder blickt, über den Dingen und ihrer Not schwebend, ohne Gewicht, ohne Anteil an der Straße und dem sinnlosen Rädergetrieb, über dem gemeinen Staub und dem harten Pochen der Hufe. Über der armen Menschen Weh, die sich mühselig des Weges schleppen, durch kein Band mit ihnen verbunden, als durch den Wunsch, es möchte ihnen so leicht sein wie mir.“

„Und es kam Ihnen nicht zu Sinn, die Armen auf Ihr leichtes Gefährt zu laden?“

„Es hat ein jeder genug an sich selber zu schaffen. Ohne Haß und Feindschaft zu leben, ist schon viel, muß genug sein für uns schwache Menschen.“

Reinhart schwieg. Das seltsame Gemisch von Güte und Selbstsucht verwirrte ihn. Aber das süße Versinken aus der Welt, aus dem Weh um die Mutter und Jutta und Rüngold, verlockte ihn von da an täglich, wie andere im Wein, im Haschisch, im Opium Vergessen zu suchen. Er wurde sich ganz Selbstzweck. Von seinem Leid sprach er Enzo nicht, er wußte, daß er von ihm keine stärkende Teilnahme zu erwarten hatte. Man lernte im Haus Uvera sich in sich selber einrollen.

Die Damen sah Reinhart nur bei den Mahlzeiten. Frau Uchte auch dann nicht immer, denn sie war öfter leidend und klagte über Asthma und Müdigkeit. Imma bemerkte er zuweilen an Nachmittagen im Garten. Sie lag in einer Hängematte und spielte mit einer großen zahmen Ringelnatter, die sich ihr wie ein schwerer Schmuck um die Arme und um den Hals schlang und sich an der zierlichen Gestalt seltsam genug ausnahm.

Einmal fragte er sie: „Das Tier ist Ihr Freund?“

„Es ist so kühl und hat so falsche Augen, ohne falsch zu sein. So gefällt mir die Welt.“

„Mich dünkt, Sie leben nicht in der Welt, sondern in ihrem Widerschein.“

„Lebe ich denn?“ gab sie zurück. „Und Sie, worin leben Sie?“

„In einem Glauben, so möchte ich wenigstens. Im Glauben an das hohe Leben.“

„Ist das Glaube oder Aberglaube? Ich kann das nie auseinanderhalten. Zwischen Glaube und Aberglaube gibt es bei mir keinen Zaun. Ist das nicht schön? Ich bin damit zufrieden, ich finde es köstlich.“

„Glückliches Kind!“ sagte er.

„Bin ich denn glücklich?“ forschte sie. Er schwieg.

Klas ging wie immer auf stillen Pantoffeln durchs Haus. Aber es schien eine Veränderung mit ihm vorzugehen. Zuerst hatte er Reinhart zuvorkommend, wenn auch gemessen, wie es zum Ton des Hauses gehörte, bedient, ihm Kleider und Wäsche verschafft, ihm den Stuhl in den Garten gestellt oder im Schatten eine Decke ausgebreitet, jetzt beachtete er ihn kaum mehr, oder dann schoß er stechende, mißtrauische Blicke nach ihm. Dann konnte der schwarze Riese ganz unheimlich aussehen. Wenn er Imma auf eine Frage

antwortete, klang und vibrierte seine Stimme wie die tiefe Geigenfalte.

An einem Morgen, als Enzio und Reinhart im Gespräch am Flusse saßen, kam er eiliger den Weg herunter, als es seine und des Hauses Gewohnheit war. Er stellte sich vor Enzio hin und sah ihn stumm an.

„Was ist geschehen?“ forschte der Herr.

„Ein Unglück,“ gab Klas zurück. „Sie ist eben verschieden.“

„Wer?“

„Die Herrin.“

Enzio sah den Diener einen Augenblick starr an, dann erhob er sich und sagte bedächtig, wie immer: „So laßt uns zu ihr gehen.“

Als sie ins Haus traten, kam ihnen Imma fassunglos entgegen und warf sich dem Vater an die Brust. Er löste ihre kleinen Hände sanft von seinem Hals. „Der Verständige trauert nicht, weder um Lebende noch um Tote.“ Damit ging er ins Totenzimmer. Sie schluchzte: „Ich bin doch nicht verständig!“ und warf sich an Reinharts Hals, leidenschaftlich wie in einem Flug, nur, um sich in ihrem Leid an eine fühlende Brust anzuschließen. Reinhart fand den Mut nicht, sie abzuwehren. Er begriff auf einmal das Weh dieses jungen, von der Welt abgesperrten, vergewaltigten Menschenkinds. Er meinte, ihr Herz pochen und schluchzen zu hören und fühlte ihre Tränen auf seiner Wange. Er suchte sie zu trösten, versprach ihr Beistand und fuhr ihr wie einem kleinen Kinde mit der Hand lind über die schwarzen, weichen Haare. Eine große Trauer erfaßte ihn, die, wie ihm schien, wie ein Quell von seiner Brust in die des Mädchens überströmte, und dem dafür ein Quell entgegendrängte, ein Quell von Dankbarkeit oder Rührung. Auf einmal wurde

ihm Imma entrissen, mit einem heftigen Ruck. Sie war in den Armen des Dieners, der sie einen Augenblick wie ein reißendes Tier umklammert hielt und dann sorgsam wie eine feine Glasschale auf den Boden stellte. „Das schickt sich nicht in diesem Haus!“ knirschte er Reinhart an.

„Sie sind ein Unhold!“ warf ihm Reinhart hin, worauf Klas sich wie ein Tiger, der sich zum Sprunge rüstet, zusammenzog. Plötzlich aber kam ihm die Besinnung, und er ging gebeugt und schlaff davon.

In Enzio brachte der Tod seiner Frau keine Veränderung hervor, weder in seinen Zügen noch in seiner Lebensweise. Von der Toten sprach er nicht, nur einmal entglitten ihm die Worte: „Ich hoffe, sie hat die Ruhe gefunden, sie hat nach den drei ‚Da‘ gelebt.“

„Die drei ‚Da‘, die hier in jedem Zimmer in Gold hängen?“ wagte Reinhart durch den sachlichen Ton des Witwers ermutigt, zu fragen.

„Die goldene Regel,“ bestätigte Enzio: „Damyata, datta, dayadhvam, bezwingt euch, gebt, seid gütig.“

„Was heißt: ‚Liebet einander‘ in dieser Sprache?“ fragte Reinhart.

„Lieben? Das ist zu schwer. Schaut nur, wie ihr's betreibt, ihr Europäer!“ gab ihm Enzio zur Antwort und hüllte sich in Schweigen.

Am Abend fragte ihn Reinhart: „Darf ich die Tote sehen?“

„Sie sollen sie sehen,“ gab Enzio zurück. „Man darf es nie unterlassen, einen Vollendeten zu schauen. Man soll aber dabei nicht in Klagen ausbrechen, sondern sich freuen, denn jeder ist glücklich zu preisen, der von der Tat und dem Blendwerk des Weltwesens genesen ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Mai=Morge

Zwei wißi Wülchli im Himmelblau,
im Gras mängs Tröpfli Silbertau,
im Sunneschii es Hämpfeli Glanz
und jedem Chind en Bluemehranz!

So bringt de Tag für jedi Seel
es Trückli volle Fröid und Gfell;
us jungem Chlee am Chillerai
bring=i mim Chind s'erächt Grüeßli hei!

Hans Eduard Meier.